

## Art-Walk 1

Ein Rundgang durch gerade vergangene Zeiträume in unterschiedlichen Tempi

*(Kunstzeitschrift Laterne, Chemnitz)*

Das hat man davon, wenn man nicht Nein sagen kann. Mehr von Andreas Schüller überredet als aus eigenem Antrieb handelnd soll ich nun für jede neue Ausgabe der Laterne-Zeitschrift umfassend und tiefschürfend durchhecheln, was in Chemnitz in den letzten Wochen auf dem Gebiet der Kunst so passiert ist. Obwohl ich schon vor Jahren an einem Phrasenmodulsystem für Kunsthistoriker gebastelt habe, ist die gründliche theoretisierende Analyse von Dingen, die in erster Linie eigentlich emotional wirken müssen und der Gebrauchsanweisung nicht unbedingt bedürfen sollten, nicht mein Ding. Darum nutze ich den üppigen Platz, der gefüllt werden soll, um locker aneinandergereihte und betont subjektive Ansichten zu Ereignissen abzugeben, die überwiegend mit Kunst zu tun haben, diese Kategorie manchmal aber nur streifen.

Wie nennt man nun solch ein Konglomerat? „Kulturtagebuch“ liegt nahe, klingt aber einerseits zu steif, erinnert andererseits stark an die legendären Kolumnen von Max Goldt für die Satirezeitschrift Titanic. Also habe ich mich für „Art-Walk“ entschieden, natürlich in Anlehnung an die „Art-Talk“-Interviews, in denen Raimund Friedrich seit Jahren in der Laterne die jeweils ausstellenden Künstler und manchmal auch andere Personen umfassend ausquetscht. Und da dies nun der erste Rundgang dieser Art ist, ziehe ich die Kreise etwas weiter und nehme mir einige Themen vor, die im vergangenen Jahr die lokale Szene beschäftigt haben.

Von wegen lokal. Das globalisierte Jahrhundert-Genie Picasso bestimmte immer wieder die Schlagzeilen der Chemnitzer Presse. Zunächst mit der Ausstellung in den Kustsammlungen, die einen Besucherrekord brachte, dann mit einer Epigonenaktion an einem innerstädtischen Bauzaun und schließlich noch mit der Werkschau einer Künstlerin, bei welcher der biografische Fakt, mal Gattin Picassos gewesen zu sein, nicht ganz zu unterdrücken ist.

Der Reihe nach: Der katalanische Stier wurde im Museum am Theaterplatz mal ganz von seiner Seite als Weiberheld gezeigt. Solch eine thematische Ausrichtung wäre bei Hockney oder Bacon sicherlich schwer hinzukriegen. Daß aber noch niemand zuvor auf die Idee gekommen ist, den malenden Supermacho derart aufzuspießen, verwundert schon ein bißchen. Die Frauen des Museums (und Jörg Ivandic, der Hahn im Korbe) haben keinen Aufwand gescheut. Der Erfolg gab ihnen recht. Noch nie haben so viele Leute auf dem Theaterplatz Schlange gestanden, und noch nie war die überregionale Aufmerksamkeit für Chemnitz so groß, inklusive einer Titelstory in „art“. Das ist selbstverständlich ein ausreichender Grund, die Mühe zu rechtfertigen. Doch wer schon etablierte Picasso-Ausstellungen in Paris oder anderswo gesehen hat, und wer auch nicht so ein Experte ist, um sich über jedes neuentdeckte Detail aus der Hand des berühmten Meisters zu freuen, den wird die Schau auch nicht unbedingt große Adrenalinschübe versetzt haben. Das meiste war ja irgendwo schon in anderen Zuordnungen zu sehen. Doch zweifellos wird auch in hundert Jahren der Name immer noch eine Garantie für volle Museen sein.

Der zweite Streich war dann reine Trittbrettfahrerei. Bauzäune mit Kunst gefälliger zu machen geht ja in Ordnung, und es dürfen auch Bilder von Amateuren sein. Aber fällt denen wirklich nichts Eigenes ein? Dafür nun nochmals den prestigeträchtigen Namen zu mißbrauchen, grenzt schon an Leichenfledderei.

An Mitläufertum konnte man zunächst auch denken, als dann im Herbst die Werkschau

einer Künstlerin angekündigt wurde, deren Name nicht gerade bekannt ist und deshalb mit dem Hinweis „war mal Picassos Frau“ popularisiert wurde. Doch hier liegen die Dinge anders. Francoise Gilot hat es tatsächlich nicht nötig, immer nur als Anhängsel des Genies gehandelt zu werden. Auch wenn sie vielleicht nicht zu den ganz Großen der informellen Malerei gehört und manchmal sehr dekorativ wird - eine eigenständige Künstlerpersönlichkeit, die nicht nur durch Pablos Pinsel Inspiration erhielt, ist sie auf jeden Fall.

Der Picasso-Hype war ein Grund, aber nicht der einzige, daß 2003 immer wieder mal der Begriff „Kulturstadt Chemnitz“ auftauchte. In einer im Herbst von den wenigen Stadträten der Grünen herausgegebenen Pressemitteilung bekommt er sogar einen drohenden Unterton verpaßt. Anlaß dafür war die Entscheidung, daß die Stadt etliche Millionen investieren will, um die Gunzenhauser-Sammlung herzuholen und zu behausen. In einem seltsamen Schwarz-Weiß-Holzschnitt wird die Kommune in dem Text aufgefordert, ihr Selbstverständnis zu definieren. So als gäbe es reine Kulturstädte, Industriestädte, Hauptstädte und so weiter. Gelassenheit im Umgang mit Etiketten und auch mit Kritik können wohl nur Gemeinwesen entwickeln, die über ausreichend Selbstbewußtsein verfügen. Was ist schon über Berlin oder gar New York gelästert worden - die Anziehungskraft leidet nicht darunter. In Chemnitz aber sind die typischen Symptome für Provinzialismus immer wieder zu diagnostizieren: kindische Freude über jede lobende Erwähnung und anhaltendes Fleppeziehen bei Bemerkungen, die zumindest nach Kritik riechen. Hinzu kommt der Drang, ständig schmeichelhafte Vergleiche zu suchen, der an den vor etlichen Jahren gebräuchlichen Slogan „Wir sind die größte DDR der Welt!“ erinnert. Ob die Entscheidung für die Gunzenhauser-Sammlung die Erwartungen erfüllt, oder ob sich die Warnungen mancher Kenner der Szene bewahrheiten, daß man dem Selbstdarstellungsdrang eines alten Mannes zu viel Entgegenkommen geschenkt hat, wird sich sicher erst später richtig beurteilen lassen. Mich freut jedenfalls, daß das Sparkassengebäude am Falkeplatz endlich wieder eine sinnvolle Nutzung bekommt, noch dazu eine, die von der Sache her zum Charakter des Gebäudes paßt, welches ja zu den Höhepunkten der Klassischen Moderne in Chemnitz gehört. Die ängstliche Warnung der Grünen vor einem Paradigmenwechsel kann ich jedenfalls nicht nachvollziehen.

Um die Frage, ob Chemnitz eine Kulturstadt sei oder werden könne/solle, ging es aber auch auf ganz anderer Ebene. Nämlich in der Diskussion um die Fortschreibung des Kulturentwicklungsplanes bis 2012. Diese wurde von den kommunalen Zuständigkeitsträgern zunächst mal ganz clever an die Fast-Basis delegiert, indem Arbeitsgruppen mit Leuten gebildet wurden, die man irgendwie kompetent für ein jeweiliges Fachgebiet hält. Ich selbst durfte in einer der sechs Schwatzbuden Platz nehmen und habe diese Gelegenheit schamlos genutzt, um ein Konzept zur Auflösung des Kulturamtes vorzulegen. Das fand nicht sonderlich viel Gegenliebe, obwohl es gar nicht so gemeint war, daß die kulturell öffentlich Bediensteten sich den Weg zum Arbeitsamt erklären lassen sollen. Vielmehr habe ich die These, Kultur sei eine Querschnittsaufgabe, wörtlich genommen. Dann dürfte es doch kein spezielles Amt neben den anderen geben - die Kulturmanager müßten vielmehr subversiv alle kommunalen Institutionen durchdringen und sie zum Essen mit Messer und Gabel zwingen! Oder zumindest dazu, Aktivitäten, die immer wieder von vielen idealistischen Enthusiasten angegangen werden, nicht durch eine engstirnige Auslegung idiotischer bürokratischer Regelungen zu Fall zu bringen. Na ja, öffentlich Bedienstete zum Guerilla-Einsatz zu überreden ist wohl ungefähr so, als wolle man die Freie Presse dazu veranlassen, lokalbezogene Publikationen, die nicht im eigenen Hause verlegt wurden, mit einer Rezension zu würdigen.

Irgendwann, wenn die Bäume wieder grüne Blätter ansetzen, soll der fortgeschriebene Kulturentwicklungsplan dann vorliegen. Ob er das Papier wert ist, auf dem er gedruckt wird, ist in mehrfacher Hinsicht fragwürdig. Die Konstituierung der Arbeitsgruppen war

schon etwas seltsam - die Bildende Kunst kam zweimal vor (bei den kommunalen Trägern und den „freien“), irgendeine Erwähnung angewandter Genres läßt sich aber nicht finden. Andererseits ist das Anliegen, Planungen für acht Jahre zu verabschieden, angesichts der finanziellen Spielräume der Stadt sowieso ein Bingo-Spiel.

Wenn wir schon mal beim Geld sind: Ende des Jahres verkündete das Rathaus, daß wegen der Sparzwänge in Zukunft nur noch ein Teil der städtischen Wasserspiele betrieben werden könne. Der Rest wird trockengelegt. Kulturstadt Chemnitz! Die beste Lösung wäre doch, wenn man sich einen Teil der künstlerisch gestalteten Sprengler so wie den Bärenbrunnen vor dem Sporthochhaus an der Theaterstraße einfach klauen läßt. Das spart Kosten für den Betrieb und die Unterhaltung.

Die Absicht des Sparplanes erscheint so durchsichtig wie das benötigte Wasser - „Rent a Fountain!“. Die braven und solventen Bürger sollen sich in einer spontanen Soli-Aktion an die Pumpen stellen und der Stadt etwas pumpen, was sie eigentlich selbst zu befördern hat.

Um so absurder erscheint die kaum abgeebbte Diskussion um den sogenannten Marktbrunnen. Da hat man nichts flüssig, um die schon vorhandenen Wasserspeier zu betreiben, aber für eine neue Anlage wurde ein Wettbewerb ausgelobt. Und was für einer! Das Resultat ist jedenfalls für alle zum Speien. Eigentlich bin ich der Meinung, daß die Juryentscheidungen von Wettbewerben unanfechtbar sind, auch wenn 99 % der Öffentlichkeit entsetzt sind über die Wahl. Ansonsten bräuchte man keine Wettbewerbe und keine Juries. Aber in diesem Falle sind zumindest Einschränkungen nötig. Wenn man einen Wettbewerb veranstaltet, muß das Verfahren auch transparent sein. Als aber die eingereichten Vorschläge für den Marktbrunnen ausgestellt wurden, gab es keinen Hinweis darauf, wer denn zur Jury gehörte. Ebenso wenig war selbst auf Nachfrage zu erfahren, wie denn die Auswahl der eingeladenen Künstler zustande gekommen ist, zu denen kein einziger Chemnitzer gehörte. Irgendwie erfährt man dann doch Einzelheiten. Treibende Kraft war offensichtlich der vormalige Baudezernent Fischer. Den kann man nicht mehr verantwortlich machen, er ist rechtzeitig nach Konstanz zurück geradelt. Die Probleme ließ er hier. Die von ihm inthronisierte, quasi anonyme Jury konnte sich zunächst zwischen den Entwürfen von Timm Ullrichs und Björn Nörgard entscheiden, gab dann aber in einer zweiten Runde Ullrichs Tassenbrunnen den Zuschlag. Das Chemnitzer Zentralorgan organisierte umgehend einen Volksentscheid per TED-Umfrage, der das zu erwartende Ergebnis brachte: Unsere Bürger wollen so etwas nicht! Den Spruch kennt man doch irgendwo her. Der Stadtrat als Instanz, die den Entscheid der von ihm bewilligten Jury eigentlich nur noch hätte abnicken dürfen, wagte einen kleinen Staatsstreich und gab dem Entwurf des Dänen den Zuschlag. Nun waren alle verärgert: Ullrichs, die Jury und auch das Volk, das diesen Entwurf ebensowenig liebte wie den erstplatzierten. So erscheint es im Nachhinein fast logisch, daß diese Entscheidung parteiübergreifend inszeniert wurde, um das ganze unterdessen zur Last gewordene Unternehmen kippen zu können. Das passierte im Endeffekt auch. Nach einiger Verzögerungstaktik wurde der Marktbrunnen endgültig trockengelegt. Was lehrt uns das? Künstler sind Verschiebemaschine. Wer zu einem beschränkten Wettbewerb eingeladen wird, kann sich zwar glücklich wähnen, da er zumindest die Ausgaben zur Erstellung des Entwurfs vergütet bekommt. Viel besser ist man aber als Juror dran. Denn letztlich wurde doch irgendwie bekannt, daß die Jury mehr als 40.000 Euro gekostet hat, doppelt so viel wie die berechtigten Künstlerhonorare. Also muß man sich bei städtischen Entscheidungsträgern einschleimen, um auch mal in den Genuß großzügiger Entlohnung zu kommen für Entscheidungen, die man letztlich nicht zu verantworten hat. Das Dumme dabei ist: Einem alteingessenen Chemnitzer hilft in diesem Falle selbst das Arschkriechen nicht. Für die zugewanderten Entscheidungsträger (und einige schnell lernende Hiesige) gilt nämlich die eiserne Regel: Wer hier schon vor der Wende gewohnt hat und immer

noch da ist, ohne einen hochdotierten Posten innezuhaben, den kann man nur als Trottel betrachten.



*Brunnenentwürfe von Nörgard und Ullrichs.*

Dieser Eindruck drängt sich jedenfalls auf, wenn man sich ein weiteres Prestige-Projekt des verflossenen Jahres betrachtet. „Chemnitz - Die Stadt“ nennt sich ein Buch, das die Kunstsammlungen in Kooperation mit der CWE herausgebracht haben. Einen Bildband jenseits der Postkartenästhetik zu produzieren, ist auf jeden Fall anerkennenswert. Dafür Studenten der Leipziger Hochschule für Grafik und Buchkunst zu gewinnen, geht auch in Ordnung, da es ja vor Ort leider keine höhere Bildungsstätte dieser Ausrichtung gibt. Dann fangen aber schon die Probleme an. Und hier bin ich nicht auf Gerüchte und Second-Hand-Infos angewiesen, ich kann aus dem Nähkästchen plaudern. Denn im Herbst 2002 rief mich der Koordinator jener Studentengruppe an und fragte, ob ich einen Textbeitrag zum Buch liefern könne. Ich fuhr nach Leipzig, sah mir die bisher entstandenen Bilder in der Vorauswahl und Rohform an und schlug vor, daß mein Text, der einer von mehreren sein sollte, unter dem Thema „Chemnitz - Stadt der Moderne“ stehen könnte. Allgemeine Zustimmung. In Leipzig jedenfalls. Der damalige Chef der Chemnitzer Wirtschaftsförderungs- und Entwicklungsgesellschaft (CWE), Bernd Lange, sah das aber ganz anders. Wie konnten denn die unbedarften Studis auf die Idee kommen, einen Chemnitzer in das Projekt einzubeziehen? Lange hat doch seine Leute anderswo, die so was viel besser können. Die telefonische Absage nahm ich zunächst mal ungerührt zur Kenntnis, obwohl der Text schon halb fertig war. Dann fiel mir aber Anfang 2003 eine Vorschau der im Jahr zu erwartenden Ausstellungen in die Hände, wo die Begleitschau zum Buch in den Städtischen Kunstsammlungen ebenjenen Titel tragen sollte, den ich für

meinen Beitrag vorgeschlagen hatte. Eine wütende Mail an den Leipziger Koordinator blieb zwar unbeantwortet, aber plötzlich klingelte bei mir das Telefon und Dr. Lange himself war dran. Ich nahm gleich Haltung an, schlug die Hacken zusammen und hörte zu. Das wäre doch ein Mißverständnis, das Buch erscheine nun unter dem aussagestarken Titel „Chemnitz - Die Stadt“ und man könne über alles reden. Das taten wir dann auch irgendwann im Frühling '03. Die Welt stand mir offen, die CWE würde diverse Vorhaben mit mir verwirklichen. Lange hatte damals schon seine erzwungene Kündigung in der Tasche, verschob also jeden konkreten Vertrag auf seinen Nachfolger. Das war interimis Dr. Muigg, der Chef der untergeordneten Tourismusabteilung. Der fühlte sich selbstverständlich für irgendwelche Zusagen des gefeuerten Vorgängers nicht zuständig. Irgendwie verständlich. Auf meine Anfrage, ob die CWE die Internetseite zur Chemnitzer Architektur, die ich zwei Jahre lang aus eigener Kraft unterhielt, unterstützen könnte, erhielt ich dann die Antwort: „Architektur in Chemnitz, das ist doch für den Tourismus nicht von Interesse, nur eine Sache von Spezialisten. Da könnte man ja auch eine Website zur Kultur in Chemnitz machen. Das geht ja zu weit.“ So ist das dann eben. Wieder eine Bestätigung der obengenannten Theorie zu den Hiergebliebenen. So muß die CWE also auf externe Spezialisten zurückgreifen, die solche mitreißenden und imagerträchtigen Slogans wie „Das neue Chemnitz“ für gutes Geld produzieren.

Was gabs noch? Neben der Picasso-Welle so viel Liebe wie nie zuvor. Marianne Liebe natürlich, verheiratete Brandt. Nach Jahrzehnten des Vergessens und verhaltenem Wiedererinnern an die Chemnitzer Bauhäuslerin ist nun ein etwas skurriler Wettbewerb um ihr Erbe entbrannt. Die Marianne-Brandt-Gesellschaft hat sich vor einigen Jahren verdient gemacht um die Pflege des Grabes und im letzten Jahr nun sowohl die Umbenennung der Platanenstraße in Marianne-Brandt-Straße angeregt wie auch die Einrichtung eines sogenannten Studienraumes in ihrem früheren und jetzt frisch sanierten Wohnhaus. Ganz unbedarft und ohne böse Hintergedanken fragte ich mal Bernd Weise, derzeit Vorsitzender der MB-Gesellschaft, was man denn in dem Raum studieren könne. „Na ja, wir hoffen, daß da mal eine Bibliothek wächst. Und dann könnte ja auch mal jemand den Briefwechsel wissenschaftlich aufarbeiten.“ Schön und gut, vielleicht hätte man es besser bei einer Hinweistafel belassen, als einen Studienraum zu installieren, der diesen Namen nicht so richtig verdient. Neben der MB-Gesellschaft bemüht sich aber auch der Villa Arte e.V. um das Andenken der weltberühmten Chemnitzerin. 2003 wurde der zweite Marianne-Brandt-Wettbewerb für junge Designer und Fotografen europaweit ausgeschrieben. In diesem Zusammenhang wurde in den Rathauspassagen im Oktober auch eine Ausstellung mit den Fotoarbeiten der Künstlerin organisiert, die annähernd eintausend Besucher anzog. Für Außenstehende mag es selbstverständlich erscheinen, solche Aktivitäten zu bündeln. Stattdessen herrschen Eifersüchteleien zwischen den verschiedenen Initiatoren vor. Der Kampf um die immer weniger gefüllten Fördertöpfe mag ein Grund dafür sein, aber keine ausreichende Erklärung.



*Eingang zum Marianne-Brandt-Haus.*

2003 war auch ein Jahr personeller und räumlicher Umbrüche. Die Galerie Weise ist nach einem Zwischenstop in den Rathaus-Arkaden nun fast da angekommen, wo Bernd Weise als Galerist auch mal begonnen hat, im sogenannten Agricolahaus. Oder im Anbau. Die Wiedereröffnung im Spätsommer hat jedenfalls so viel Leute angezogen, wie selten die Vernissage einer privaten Galerie in den letzten Jahren. Die Galerie Oben hingegen, die in der Immobilie lange Zeit zu Hause war, ist zwar schon etwas früher auf den Kaßberg gezogen, hat 2003 nun aber auch noch ihre wirtschaftliche Eigenständigkeit aufgegeben. Das sieht aus wie der Tod einer Legende auf Raten.

Um so erfreulicher ist es dann, Neuzugänge feiern zu dürfen. Der gewichtigste davon ist aus meiner Sicht „grounded“, das Galerie-Projekt von Uwe Kreissig an der Zwickauer Straße. Die naheliegende Frage, ob er denn glaubt, von einer Galerieneugründung leben zu können, habe ich dem früheren Freie-Presse-Journalisten selbstverständlich gestellt. Wenn ich es richtig kapiert habe, ist die Galerie für ihn aber mehr ein Liebhaberstück, keine Existenzgrundlage. Darum nennt es sich eben auch Projekt. Wenn doch noch mehr Leute, die nicht zwangsläufig von der Kunstvermarktung ihre Brötchen kaufen müßten, solche Projekte gründen würden! Eine andere, allerdings zeitlich eng begrenzte Aktion hat mich ebenso begeistert. Im Herbst verwandelten sich etliche leerstehende Geschäfte auf dem Sonnenberg plötzlich für zwei Wochenenden in Galerien junger Fotokunst. Viel persönlicher Einsatz der Akteure hat zweifellos dringesteckt, aber nur bescheidene finanzielle Mittel. Die Qualität war auf jeden Fall besser als bei manchen hochangebundenen Prestigevorhaben.

Bezüglich der strukturellen Verwerfungen des letzten Jahres muß schließlich noch der neue Direktor der Neuen Sächsischen Galerie erwähnt werden. Werner Ballarin ist zweifellos der Vater der Einrichtung, ohne ihn gäbe es das nicht ganz glücklich als Galerie bezeichnete Museum gar nicht und wiederkehrende Aktionen wie „100 Sächsische Grafiken“ und auch das geschickte Werben um Schenkungen sind dem Gründungsdirektor zu verdanken. Der Generationenwechsel war aber letztlich doch nötig, um neuen Schwung rein zu bringen. Nach dem Scheitern von Frau Meier scheint Mathias Lindner der geeignete Mensch dafür zu sein. Ausgesprochen ruhig, aber souverän, leitet er nun die NSG. Welche neuen Ideen machbar sind, wird sich erst nach dem Umzug ins Tietz zeigen. Bei allem Optimismus ist eine Einschränkung nötig. Wie fast alle Leiter kunstorientierter Institutionen in Chemnitz hat auch Lindner kein Faible für die

angewandten Genres. Seine Begründung für das Stilllegen der designorientierten Abteilung in der NSG-Sammlung ist nachvollziehbar - für einen gezielten Ausbau zu einer wirklich repräsentativen Kollektion fehlen jegliche Ressourcen. Chemnitz ist aber nach wie vor eine Stadt, deren Charakter durch die materielle Produktion geprägt ist. Darum fehlt eine Institution, die sich mit den gestalterischen Aspekten dieser Produktion beschäftigt, spürbar. Abwarten und Teetrinken kann hier kaum das richtige Rezept sein. Initiative ist besser. Ideen gibt es. Idealisten werden gesucht. Bitte melden!

So weit für diesmal.